

Normalisierte Verachtung und verachtende Normalität

Hannah Schlüter

Hilge Landweer benennt Verachtung als impliziten und Hass als expliziten Modus von Aggressionsaffekten, die sich auf Individuen und Gruppen richten können und mit Zuschreibungen von deren Minderwertigkeit abgesichert werden. Sie betont weiterhin die Unmöglichkeit, Meinungen unabhängig von ihren Vertreter:innen zu verachten.

Das erscheint auch in einer herrschaftskritischen Betrachtung der Wirkweise von Aggressionsaffekten sinnvoll, die sich hier insbesondere darauf konzentriert, zu argumentieren, warum Verachtung als wichtiger Teil der unbenannten emotionalen Herrschaftsstruktur des globalen rassistisch-patriarchalen Kapitalismus beschrieben werden kann, der ein wichtiges, oft unbenanntes, »Konglomerat an Aggressionsaffekten«¹ ist, das beim Verständnis zeitgenössischer Aggression und Verachtung eine Rolle spielt.

Als Situation, die diskursiv meist nicht als menschen-, tier- und naturverachtende Normalität markiert wird, sondern als Normalität erscheint, die erst durch die Corona-Pandemie zum ersten Mal global als brüchig und verletzlich erlebt wurde. Es ist eine Situation, die von den von ihr Herabgesetzten aktiv denormalisiert werden muss. Dass die vermeintliche Normalität eine aggressive Ausgangssituation darstellt, die aber als Normalität behandelt und bezeichnet wird, erschwert es den emotional wie strukturell Verachteten und ihren solidarischen Kompliz:innen, die tradierten und vielfachen materiellen, räumlichen und geschlechtsbasierenden Aggressionen des Systems als solche zu benennen.

Die aggressive Normalität ist auf individueller, institutioneller und struktureller Ebene verschiedenmaßen von Ideologien durchzogen, die Menschen und Gruppen verschiedener Identitäten nach einer nach wie vor weißen, hegemonial-männlichen, westlich und neoliberal geprägten Norm auf- und abwerten. Diese Norm folgt unter anderem tradierten Logiken von White Supremacy und Misygnie und entzieht sich, als immer auch unbewusste Struktur, der vollständigen rationalen Aufklärung der Normierten, die gezwungen sind, innerhalb ihrer Logik

1 Hilge Landweer: »Erlaubte und verbotene Aggressionsaffekte im öffentlichen Raum« im vorliegenden Band.

und Artikulationsformen zu leben und Kriterien und Normen zu entwickeln, die ihr entgegenstehen.

Wie solche Ideologien der Ungleichwertigkeit konkret unterschiedliche Gruppen herabsetzen und gegen wen sich systematisch Aggression richtet, wurde begrenzt auf Deutschland durch die Studien zu gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit untersucht und wird es weiterhin durch die Leipziger Autoritarismus-Studie.² Die Facetten der Verachtung dürften sich oftmals implizit entlang dieser – nicht nur intersektional strukturierten³ – Linien von race, class, gender und body finden, explizit jedoch auch an konkreten räumlichen nationalen Grenzen, in Lagern und in Gewalthandeln. Zusätzlich zu den, mithilfe intersektionaler Theorie bestimmbaren Anhaltspunkten für gesellschaftliche Verachtungsformen, zeigt sich im Antisemitismus eine Form der Verachtung von Andersartigkeit, örtlich ungebundener und brüchiger Identität, die dieser eine undurchschaubare Macht zuschreibt und das Jüdische zugleich auf- und abwertet.⁴

Eine herrschaftskritische Perspektive kann politische Emotionalität nicht universell, sondern notwendig standpunkttheoretisch⁵ und relational beschreiben: Die weniger Mächtigen können die Mächtigen nicht verachten, weil sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu ihnen stehen, das sie sich nicht aussuchen oder verlassen können, wenn sie überleben wollen. Eine Autonomisierung, die eine tatsächliche Abwendung in einem verachtenden Überlegenheitsgefühl ermöglicht, ist dabei nicht gänzlich auszuschließen, dürfte aber – je nach Standpunkt im Machtgefüge – ungewöhnlich und eher für wenige spezifisch privilegierte Angehörige marginalisierter Gruppen Option sein.

Wut gegen Unterdrückende, die sich beispielsweise gegen ein institutionell toleriertes und gefördertes Töten durch Organe wie die Polizei oder Frontex richtet, ist dabei in einer Machtkonstellation als Widerstand eine Reaktion und etwas anderes als Wut der Unterdrückenden, die auf Zerstörung und Machterhalt aus ist.

Es gibt in dieser Machtkonstellation ebenfalls hegemoniale Modi der Emotionalität, deren Hegemonialität auch Kämpfe um soziale Gerechtigkeit nicht unberührt lässt. Diese Kämpfe sind immer auch Ausdruck von Wut, Verzweiflung oder Trauer über einen Zustand, dem durch die herrschende Machtkonstellation oft nur

-
- 2 Etwa: Oliver Decker und Elmar Brähler: *Flucht ins Autoritäre. Rechtsextreme Dynamiken in der Mitte der Gesellschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2018 und Wilhelm Heitmeyer (Hg.): *Deutsche Zustände, Folge 1-10, 2002-2011*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 2018.
 - 3 Gabriele Winker und Nina Degele: *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transcript 2009.
 - 4 Delphine Horvilleur: *Überlegungen zur Frage des Antisemitismus*. Berlin: Hanser Verlag 2020.
 - 5 Im Sinne eines Wissens, das seine Perspektivität anerkennt: Donna Haraway: »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive« in: Elvira Scheich (Hg.): *Vermittelte Weiblichkeiten. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg: Hamburger Edition 1996, S. 217-247.

ohnmächtig begegnet werden kann. Hegemonial ist dabei die Forderung nach der Regulation und Befriedung dieser Gefühle, die als angemessene Reaktionen auf konkrete Bedrohungssituationen und Ereignisse in einem Diskurs mit Positionen stehen, die die zu betrauenden provozierenden Ausgangslagen leugnen, wie bspw. im Fall der Trauer und Wut über George Floyd, um Femizide oder auf die Leugnung der Erderwärmung.

Die Akteur:innen werden gezwungen, sich in den aggressiven hegemonialen Rahmenbedingungen zu artikulieren, die als Kriterien von Angemessenheit und Sachlichkeit einen machtbefreiten, demokratischen Diskursraum behaupten, der faktisch nicht vorhanden ist und der sich nicht zuletzt über mehr oder minder zugängliche Sprachen und soziale Kontexte konstituiert.

Die Akteur:innen der Bewegungen für soziale Gerechtigkeit haben dadurch in ihrer politischen Arbeit eine umfassende, doppelte Aufgabe, in der kein Lebensbereich von einer politischen Betrachtung ausgenommen sein kann. Weil auch sie systemimmanent sind und als Beteiligte aus dem vorgegebenen und normalisierten Rahmen nur bedingt und wenn, dann fragmentarisch ausbrechen können, brauchen sie mindestens ebenso viele Ressourcen, Zeit und Raum zur immer auch emotionalen Reflektion der eigenen Eingebundenheit und Zurichtung im belastenden Gesamtzusammenhang wie für ihre aktivistische Aktivität. Das bedeutet ein Erlernen und Erproben von neuartigen Beziehungsstilen und Dialogformen, die sich instrumentellen, objektivierenden und patriarchalen Logiken, soweit das möglich und denkbar ist, entziehen.

In Anbetracht der hegemonialen Vorbestimmtheit der Emotionalität soll im Folgenden umrissen werden, inwiefern ein rassistisch und patriarchal konstituierter Kapitalismus – als das hegemoniale System unserer Zeit – als Aggressor verstanden werden kann, der eine verachtende Normalität als gegeben setzt, die Menschen global und intersektional betrachtet verschiedenmaßen als minderwertig behandelt.

Dazu sind seine immer auch emotionalen Normen und Prämissen zu benennen, weil erst von ihnen ausgehend deutlich werden kann, welche Gefühle tabuisiert und welche strukturell erwünscht sind.

So wie Emotionen nicht isoliert auftreten und ohne Reduktionen voneinander abgrenzbar oder abschließend artikuliert und erklärbar sind, sind sie nie nur individuell. Sie sind abhängig von der Position der fühlenden Person in lokal und global vermittelten, diversen Bezugsgruppen wie Familien, Freund:innenkreise und Communities, wie auch eingebettet in Herrschaftsverhältnisse, die sich in den Bezugsgruppen mehr oder weniger reproduzieren. Emotionen sind komplexe, prozesshafte und unabgeschlossene, dialogische Reaktionen, deren analytische Abgrenzung von Denken und Umwelt notwendig bruchstückhaft bleiben muss.

Sie sind zugleich individuell und kollektiv, historisch und räumlich geformt und formbar, durch Individuum und Struktur, Mikro-, Makro- und Mesoebenen

des Denkens und Wahrnehmens. Sie können auf diesen Ebenen akzeptiert, tabuisiert, thematisiert, beschnitten, ins Bewusstsein geholt, gefördert, sanktioniert, erlernt, verlernt, bearbeitet, normalisiert oder denormalisiert werden – und je nach Ausbildung emotionaler Kulturen sicher noch einiges mehr.

Die patriarchal-rassistisch-kapitalistische Norm ist nun eine, die sich oft an einem emotional dissoziativen, transgenerational verschiedenmaßen traumatisierten Zustand orientiert. Mangelhaft verankerte Gefühlsarbeit verhindert die Auflösung der betäubten emotionalen Normalität. Sie ist der Emotionalität des fordistischen Lohnarbeitsverhältnisses verhaftet, die Produktions- und Reproduktionssphären trennt. Die dichotome Trennung der Räume, an denen Emotionalität stattfinden soll und darf, widerspricht der gefühlstheoretisch fundierten Erkenntnis der durchgängigen Gestimmtheit von Menschen, die nicht in einer Sphäre ausgeklammert und dann wieder abgerufen werden kann, auch wenn kapitalistische Lohnarbeit diese Form der Gefühlszurichtung in den meisten Fällen verlangt.

In ihrer Norm wird Reproduktion inklusive Emotionalität abgewertet im Privaten und in der Kleinfamilie verortet und in die Hände von bezahlten und unbezahlten Sorgearbeiter:innen gegeben.

Weiterhin bedeutet diese Norm in der globalen Arbeitsteilung die Externalisierung von verachtenden Ausbeutungsverhältnissen in Zusammenhänge, in denen ihre Verachtungsmodi unsichtbar und unbenannt bleiben können.⁶

Strukturelle Verachtung ergibt sich somit global aus der ausbeutungs-basierten extremen materiellen Ungleichheit und Verteilung von Lebenschancen je nach Herkunft, Klasse und Geschlecht. Sie wird zum Beispiel in Jobcentern, Asylunterkünften, Lagern, an Landesgrenzen und in den meisten Institutionen ausagiert.

Wenn Aggression standpunkttheoretisch im intersektionalen Machtfeld gedacht wird, ist sie auch gegendert. Was bedeutet, dass die Aggression vieler Männer sich als körperliche Gewalt gegeneinander richtet, gegen sich selbst als Suizid, gegen Frauen, nichtbinäre und queere Personen. Es bleibt oftmals unterbelichtet, dass das männliche Gewaltverhältnis nicht nur Andere angreift, sondern in hohem Maß ein selbstverletzendes ist, wobei selbstverletzendes, autoaggressives Verhalten diverse subtile Ausdrucksformen annehmen kann, die schon bei mangelnder Selbstsorge und Auseinandersetzung mit sich beginnen.⁷

6 Vgl. dazu bspw.: Markus Wissen und Ulrich Brandt: *Imperiale Lebensweise – Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom, 2017. Zur »global care chain« bspw. Tine Rostgaard: *The equal sharing of care responsibilities between women and men*. New York: UN 2008, online unter: <https://www.un.org/womenwatch/daw/egm/equalsharing/EGM-ESOR-2008-EP6%20Tine%20Rostgaard-Updated.pdf> (zuletzt aufgerufen: 25.11.2020)

7 Vgl. Michael Meuser: »Doing Masculinity«. Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns«, in: Dackweiler, Regina; Schäfer, Reinhild (Hg.): *Gewalt-Verhältnisse*, Frankfurt a.M./New York: Campus 2002.

In diesem Verhältnis zeigt sich nicht nur die Aggression der Aggressoren, sondern es ist auch die Aggression derer zu sehen, die ungewollt, ungefragt und durch diverse Lohnarbeits- und Beziehungsformen Teil des männlich und rassistisch geprägten Gewaltverhältnisses werden mussten und weiterhin müssen. Dieses Gewaltverhältnis externalisiert, verachtet und verunsichtbart nicht nur große Teile der Güterproduktion, Pflege und sexuellen Dienstleistungen an migrantische Arbeiterinnen, sondern markiert diese Tätigkeiten des Sorgens und Nährens und die damit einhergehende lebensnotwendige Emotionalität als irrationalen Gegenpol zu einer reduktiv verstandenen Rationalität, die ohne Verankerung in emotionalem, sozialem und kommunikativem Miteinander ihre Erkenntnisfähigkeit einbüßt. Das Ausagieren von Emotionalität wird dabei nach tradiertem Prinzip vor allem weiblichen Personen zugeschrieben und in der heterosexuellen Normbeziehung immer wieder festgeschrieben:

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Familie – in der die Frauen müttern und mehr als die Männer mit den zwischenmenschlichen Beziehungen und den Gefühlen beschäftigt sind – bewirkt in Töchtern und Söhnen eine Aufspaltung psychologischer Fähigkeiten, weshalb sie dann diese geschlechtsspezifische familiäre Arbeitsteilung weitertragen.⁸

Die Erkenntnisfähigkeit des kapitalistischen Gewaltverhältnisses ist begrenzt, weil es seine ökologischen, psychologischen und reproduktiven Bedingungen aggressiv akkumuliert, und dabei zugleich negiert. Das funktioniert, indem es sie als natürliche Gegebenheiten sowie Selbstverständlichkeiten behandelt und verachtet, dass sie ein vollwertiger, ernstzunehmender Teil einer voneinander in allen Belangen abhängigen, verletzlichen und durchlässigen Biosphäre voller Lebewesen sind, deren Lobby und Macht klein ist und aktiv marginalisiert wird.

Auch auf lokaler oder individueller Ebene kann keineswegs von einem aggressionsfreien Verhältnis gesprochen werden, in dem aggressionsfreie Kommunikation für alle gleichermaßen zu machen sei: Die Bedrohungslagen für ökonomische Unsicherheit und Gewalt sind je nach gesellschaftlicher Lage und Ausstattung mit kulturellen, sozialen und ökonomischen Kapitalsorten⁹ sehr unterschiedlich und bedeuten für viele Angst, die schnell zu Aggression werden kann. Dass Verachtung als Aggressionsgefühl in Kombination mit autoritärem Begehren aggressive Reaktionen auf solche Bedrohungslagen fördern kann, ist, wie Landweer schreibt,

8 Nancy Chodorow: *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München: Verlag Frauenoffensive 1985, S. 15.

9 Vgl.: Pierre Bourdieu: »Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital«, in: Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2*. Göttingen: Nomos 1983, S. 183-193.

nachvollziehbar, aber auch strategisch und als Überzeugungsarbeit sicher nicht sinnvoll.

Daraus ergibt sich für die nach sozialer Gerechtigkeit Strebenden eine Doppelbelastung: Sie müssen zum einen, die herrschende Ideologie verstehen und ihre Ansprüche für sich zurückweisen lernen und zum anderen ihre berechnete Frustration darüber moderieren und sie als angenehmen, konstruktiven Umgang sinnvoll kanalisieren lernen. Es wird erwartet, dass sie ihre Empörung, Wut und Trauer über die verachtenden Zustände so kultivieren, dass sie den diskursiven Kriterien entspricht, die Teil der verachtenden und zu verändernden Normalität sind. Die unfreundliche planetarische Ausgangslage soll in freundlichem Ton kritisiert werden, auch wenn sie sich für viele als akut bedrohlich gestaltet.

Die Verweigerung, Probleme als systemisch, strukturell und planetarisch zu verstehen, ist ein Modus der Verachtung, dem sich seine Anhänger:innen wohl im seltensten Fall bewusst sind und scheitert in vielen Fällen vermutlich an mangelnder Vorstellungskraft und mangelndem Verständnis subjektiver Einbettung in eine multiperspektivische, übernationale Realität.

Der aggressive und menschenverachtende Normalzustand fördert ein Misstrauen, das sich zu Recht aus der prekären und krisenhaften Normalität speist. Wenn die Marginalisierten aber etwas Besseres und besser sein wollen, als ihre Aggressoren, tun sie gut daran, diese zu respektieren, zu achten und an ihre Veränderung zu glauben – ohne dass sie eine angemessene Grundlage zu diesem Vertrauensvorschuss hätten. Das ist eine pädagogisch-optimistische Strategie, die Hoffnung auf Veränderung voraussetzt. Pädagogisch ist es, daran zu glauben, dass auch Aggressoren einen Prozess durchlaufen können und diesen eine Fehlerkultur zu ermöglichen, auch wenn die Hoffnung auf Lernen anlasslos ist.

Wenn von einer Emotionalisierung des Politischen die Rede ist, könnte das machttheoretisch beleuchtet auch bedeuten, dass bestimmte Normen als tradierte Modi der Emotionalität an Selbstverständlichkeit einbüßen und um weitere ergänzt werden. Denn wenn der globale rassistisch-patriarchale Kapitalismus als eine Struktur der Verachtung beschrieben wird, die eine Perspektive und einen Erkenntnismodus hegemonial setzt, der eigentlich partikular und zukunftsbedrohend ist, können die von ihm marginalisierten und als minderwertig geframten Gruppen und Personen Urheber:innen emotionaler Stile sein, die in einer vermeintlich rationalen Normalität als zu emotionalisiert beschrieben werden.

Was ein Blick auf neuere soziale Bewegungen zeigt, ist, dass Black Lives Matter, Ni Una Menos oder die Klimagerechtigkeitsbewegung bei gleichzeitig individuellen Betroffenheiten die zunehmend krisenhaften und existenziell bedrohlichen strukturellen Herrschaftszusammenhänge kritisieren, was für Leugner:innen von Ausbeutung, Diskriminierung und Erderwärmung möglicherweise eine unangemessene Angegriffenheit und Emotionalität darstellt, weil sie nicht dasselbe Problembewusstsein teilen.

Dass diese Aktivist:innen angesichts der benannten Herausforderungen nicht immer die nötigen Energien aufbringen können, aggressionsfrei auf verbreitete Diskurspraktiken wie Tone Policing, Derailing oder Hate Speech zu reagieren, ist verständlich.

Strategisch erscheint es auch sinnvoll, die kollektive Trotzhaltung derer zu benennen, die den ungleichen und unfreien Normalzustand verkennen, der unterschiedlich verteilt und behandelt, weil sie seine Nutznießer:innen sind. Diese Verachtung ist eine Aggression, die benannt werden muss, in einem Diskurs, der noch nie herrschaftsfrei war.

Strategisch ist es dafür sinnvoll, die systematischen Traumatisierungen und andauernden Bedrohungen der verachtenden Normalität in geschützten Räumen zu thematisieren und eine Sprache für den Herrschaftsdiskurs zu entwickeln, die auch Mächtigen eingesteht, zu lernen und sensibilisiert werden zu können. Also eine Haltung, die – auch wenn der Respekt vorerst einseitig bleibt – Respekt hat, vor der Nicht-Intentionalität und der Unbewusstheit menschlicher Handlungen und vor der historischen Gewachsenheit, Eingebundenheit und starken Normalisierungstendenz, die Menschen in Bezug auf ihre Lebenssituationen aufweisen. Sozialpsychologisch gewendet bedeutet das, davon auszugehen, dass niemand vor der Durchdrungenheit und unbewusster Identifikation mit dem vielfachen Aggressor¹⁰ gefeit sein kann, die bedeuten kann, ungewollt Werte und Glaubenssätze zu affirmieren, die Unterdrückung stabilisieren. Dagegen hilft eine andauernde Praxis der dialogischen Selbst- und Fremdrelexion der Verflechtung der Mikro- und Makroebenen und das schrittweise Erkennen und Verändern von Situationen, in denen die alten Herrschaftsmechanismen sich auch im eigenen Verhalten und Denken niederschlagen.

Das wäre eine Haltung, die sieht, dass die meisten ihre Bedingungen erst einmal für selbstverständlich oder individuell begründet hinnehmen und nicht als eine immer auch strukturelle Situation, über die entschieden werden könnte und die durch viel Arbeit anders gestaltet werden kann.

Da die Aggressivität des zukunftsunfähigen, krisenhaften, kapitalistischen Weltentwurfs oftmals nicht eingestanden ist, können seine Institutionen Widerständige als irrationale Aggressoren framen, wo eigentlich sie die irrationalen Aggressoren nachhaltiger gesellschaftlicher und politischer Gestaltung sind.

Die pandemische Erfahrung der Denormalisierung alltäglichen Lebens könnte hier Ausgangspunkt kritischer Erkenntnis sein, denn die verachtende Normalität wird besser aus einer Distanz beurteilbar, wenn sie ihren Status der Selbstverständlichkeit einbüßen muss.

10 Vgl.: Jessica Benjamin: *Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht*, Frankfurt a.M.: Fischer 1993, S. 171-175.

